

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Für Hugo aber hatte das sein Gutes. Als er während des Prozesses in der Redaktion einer radikalen Zeitung erschien, um einen zäheren Artikel los zu werden, wurde man auf seinen Namen aufmerksam und fragte ihn ohne weitere Zeremonien, ob er Gerichtsreporter werden wolle. Das Gehalt war nicht groß. Hugo, der vor der entehrenden Notlage stand, nach Hause schreiben zu müssen, um sein Wort zurückzuverlangen, griff mit beiden Händen zu und schabte sich die Ärmel auf den Schranken des Schöffengerichts blank wie zwei silberne Spiegel.

Hier wurde seine Weltanschauung gewaltig gefördert, indem er sich stets in innerlicher Opposition den juristischen Organen gegenüber befand. Der Richter war ihm nichts anderes als das Instrument, dessen sich die Gesellschaft zur Vergewaltigung des Individuums bediente. Auch an den kleinsten und lächerlichsten Klagesachen konnte das haarfahri nachgewiesen werden. Immer nahm Hugo Knorrek für den Angeklagten Partei. Den radikalen Lesern der Zeitung gefiel das sehr. Da er außerdem jeden einzelnen Fall von der höheren Warte seines Individualismus aus betrachtete und mit immer kühneren Strichen die notwendigen Folgerungen zog, zeigten seine Berichte eine so unterschiedene persönliche Färbung, daß sich die leitende Stelle der Redaktion bald veranlaßt sah, diesen jungen, begabten Mann höher heraufzudenken zu lassen. Man ließ ihn auf das Landgericht los, vor dem eben ein großer, sensationeller Prozeß gegen einen genialen Spekulant zur Verhandlung kam. Jetzt machte Hugo Knorrek die Probe auf sein Weltanschauungsrempel. Und es stimmte aufs Haar. Dieser Kaufmann, der mit seinen Gründungen zehntausend Menschen Brot geschafft hätte, wenn er nicht über einen lächerlichen Paragraphen der Gesellschaftsmoral gestolpert wäre, dieser Napoleon des Geschäfts, diese Eroberernatur, wurde unschädlich gemacht, indem man ihn ins Gefängnis warf. Wie hätte ihm aber dieselbe Gesellschaft zugejubelt und sich schmunzelnd an seinen Dividenden beteiligt, wenn ihm sein Vorhaben geglückt wäre!

Nach dieser Talentprobe durfte Hugo Knorrek zuweilen einen Leitartikel schreiben. Selbstverständlich mußte er sich dabei etwas mäßigen, und das fiel ihm schwer genug. Schon winkte ihm eine feste Anstellung, da nahm er sich heraus, seine Abneigung gegen die sozialdemokratische Partei, dieses Nonplusultra der gesellschaftlichen Unmoral, zu kennzeichnen, und er saß plötzlich auf der Straße. Die Zeitung konnte, obwohl sie sich liberal nannte, einen solchen erkonservativen Mitarbeiter nicht brauchen.

So saß Hugo Knorrek binnen eines halben Jahres zum drittenmal mit leerem Beutel und leerem Magen vor der

traurigen Notwendigkeit, verhungern oder sein Wort zurückfordern zu müssen. Doch das Glück im Unglück verließ ihn auch diesmal nicht. Der Redakteur der Zeitung hatte sein Schicksal verfolgt, seine grundsätzliche Abneigung gegen die unmoralische Arbeiterpartei aus dem Leitartikel der Bürgerzeitung erfahren und bot ihm schon drei Tage später schriftlich den Posten des Gerichtszeitungsredakteurs an. Hugo schlug ihn nicht aus, verfiel völlig dem Tintenfaß, handhabte Papierschere und Leimpinsel mit gelassener Geschäftlichkeit und wurde allmählich in diesem konservativen Betrieb, in den er auf Grund seiner Abstammung sehr gut hineinpaßte, von den extremeren Folgerungen seiner Weltanschauung befreit.

War denn die Moral etwas Absolutes?

Schließlich hatte die Moral der Gesellschaft dieselbe Berechtigung wie die des Individuums. Es kam nur darauf an, welche von beiden stärker war. Und das war nicht die der Gesellschaft. Damit konnte man sich schon trösten! Individuen wie Napoleon sind selten, wenn sie aber auftreten, dann buttern sie die ganze faule Gesellschaft durcheinander wie Hirsepappe!

Hugo Knorrek aber hatte alle seine Napoleongelüste aufgegeben. Der elende Kampf um den Groschen hatte ihn ganz müde gemacht. Er fühlte sogar schon etwas wie Befriedigung in seiner neuen Stellung und schrieb aus dieser schönen Empfindung heraus, nicht länger ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft sein zu müssen, den ersten längeren Brief nach Brigstave. Als dieser Brief ankam, war der Park schon ohne Blätter, und die Novemberstürme brausten um das Herrenhaus. August Knorrek, der glücklich die Winterjaaten in den Boden gebracht hatte und sich etwas verschmauste, wurde wild, als er die Nachricht empfing, daß Hugo an eine Fortsetzung der Studien nicht mit einem Worte dachte. Die Mutter flehte, der Vater drohte. Es half nichts. Hugo schrieb als Antwort auf eine Postkarte: „Ich bin ein Mensch für mich und lebe mein eigenes Leben von nun an. Mein Wort halte ich, und nicht nur auf ein Jahr, sondern hoffentlich fürs ganze Leben. Im Juli komme ich auf ein paar Wochen heim. Gruß Hugo.“

Die Mutter wollte nach Berlin reisen, aber August Knorrek verbot es ihr ernstlich. Auch Hedwig riet ihr ab. Und so blieb Hugo, der Mensch für sich, allein in Berlin und sich selbst überlassen bis zum Juli!

Mit dem Herbst kamen für Malvine von Winkelberg schwere Wochen. Ihr Gang wurde schwerfällig. Matt und kraftlos lehnte sie den größten Teil des Tages in den Kissen des Sofas. Wunschlos und müde blickten ihre Augen. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, aber Fritz von Winkelberg sah, daß sie viel schwerer litt als vor Cäcilien's Geburt. Täglich wuchs seine Sorge, und Daniel Zuppach mußte fast jede Woche nach Zdurotschin fahren, um Doktor Bielschowsky zu holen.

Der aber war seiner Diagnose sicher, nahm die Krankheit leicht und sprach fortwährend Mut ein.

„Lassen Sie nur erst das Kind da sein!“ sagte er kaum Baron, als er ihn auf Ehre und Gewissen fragte, wie es stände. „In demselben Augenblick verschwanden alle diese Erscheinungen.“

Trotzdem verließen Fritz von Winkelberg die Sorgen nicht. Er dachte an das lange Krankenlager, das Cäcilien's Geburt gefolgt war, wach kaum eine Stunde von seiner leidenden Gattin, rücte ihr die Kissen zurecht und hielt jede Störung von ihr fern.

Aber ihre Kräfte nahmen stetig ab.

Vierzehn Tage später verordnete Doktor Bielschowsky Bewegung. Aber nur mit großer Mühe und Anstrengung vermochte die Baronin ein paar Schritte durch das Zimmer zu machen, gestützt auf den Arm ihres Gatten. Sie begann zu klagen und verlangte zurück zur Ruhe.

Jetzt machte der Doktor doch ein nachdenkliches Gesicht, murmelte etwas von Komplikationen, versprach wiederzukommen und verlangte, sobald sich neue Symptome bemerkbar machen sollten, sofort benachrichtigt zu werden.

Doch das Leiden hielt sich in den alten Grenzen.

„Hast du Schmerzen?“ fragte Fritz von Winkelberg ängstlich, als sie einmal die matten Augen schloß.

„Nein!“ flüsterte sie und versuchte, mit dem Kopfe zu schütteln. „Eher das Gegenteil. Meine Glieder sind so leicht, daß ich sie kaum noch fühle.“

Nächte um Nächte sah er an ihrem Lager. Er magerte ab, sein Blut wurde fiebrig, und sein Herz setzte zuweilen aus. Aber er wachte weiter bei ihr. Denn nur, wenn er ihre Hand fest in der seinen hielt, fand sie den Schlaf. Sobald er aber, zum Hinzinken erschlaft, am Morgen sein Lager aufsuchte, erwachte sie und lauschte mit angstvoller Seele auf die rauhen Stürme, die das Haus umrauten und an den Fensterläden rüttelten. Doktor Bielschowsky war mit seiner Kunst zu Ende und verordnete nun sich selbst Mut und Geduld. Dem Baron aber empfahl er ernstlich, sich zu schonen.

Denn zu dieser ununterbrochenen Aufregung im Hause kamen bald neue Aergerlichkeiten von außen. Das Wild hatte sich so stark vermehrt, besonders die Hasen, daß die feimenden Saaten, die überdies, weil es nicht schneien wollte, dem Frost ausgelegt waren, an vielen Stellen große Fraßflecken zeigten. Karl Ruppert, der Förster, war mit seiner Büchse machtlos gegen das Geschmeiß. Auch die Gärten des Dorfes hatten viel zu leiden, nur der Schulgarten blieb verschont. Denn auf die Ausbesserung des Zaunes hatte Moriz Gassel besonderes Gewicht gelegt. Die Bauern aber wußten sich anders zu helfen. Sie nahmen noch eine Latte heraus und hinger eine gelbe Schlinge aus Messingdraht davor. Fand Karl Ruppert einmal ein solches Mordinstrument, dann wollte der Besitzer nichts davon wissen.

August Knorred brachte die Sache vor den Baron, der sie sehr milde beurteilte.

„Verschonen Sie mich mit solchen Kleinigkeiten!“ bat er inständig. „Später wollen wir darüber sprechen. Gönnen Sie doch den Leuten den Braten und seien Sie froh, daß wieder ein paar Hasen weniger sind.“

„Wie der Herr Baron befehlen!“ sprach der Inspektor. „Aber wenn wir eine Treibjagd machen, sind wir die Hasen los.“

„Treibjagd!“ rief Fritz von Winkelberg. „Nur jetzt keine Aufregungen. Nächstes Jahr meinerwegen! Diesmal muß es so gehen. Nehmen Sie doch die Flinte und helfen Sie dem Ruppert.“

August Knorred kam um einen Jagdschein ein, ebenso Thomas Hauschild, und die beiden gingen seitdem jeden Abend auf den Anstano. Die geschossenen Hasen brachte der alte Abraham, der jede Woche zweimal vor sprach, nach Sulkisch.

Moriz Gassel hatte seinen Garten für die Winterruhe vorbereitet. Die Pflanzbäumchen und die Weinreben waren gut verpackt. Die Rosenstämmchen blieben noch frei, denn sie sollten erst nächstes Jahr veredelt werden. Jetzt brachte er die Bienen ins Winterquartier. Zwei Honigwaben nahm er heraus, denn sie hatten in der Herbsttracht mehr als genug eingehamstet, setzte die Wohnungen sauber aus, verpackte die Brutnester, wohnen sich die Bölker in einem Klumpen zusammengezogen hatten, mit Strohmatten, verstopfte die Ritzen mit weichem Waldmoos und setzte die Vorderwand in das Bienenhaus. Jetzt konnte der Winter kommen!

Die beiden Honigwaben aber schickte er durch ein Schulmädchen ins Schloß und ließ der Frau Baronin baldige Besserung wünschen.

Am Abend lud ihn der Baron zu sich, aber zum Schachspielen kam es nicht. Fritz von Winkelberg teilte ihm seine Sorgen und Nöte mit; es war ihm ein inneres Bedürfnis, von Zeit zu Zeit sein Herz auszuschütten. Moriz Gassel hörte schweigend zu und nickte zuweilen.

„Können Sie schießen?“ fragte plötzlich der Baron. „Dann besorgen Sie sich einen Jagdschein und helfen Sie die Hasen abschießen. Eine Flinte wird sich schon auftreiben lassen. Ich würde selber mithelfen, wenn ich's nur dürfte.“

Moriz Gassel dankte höflich und reichte ein Gesuch um Verabfolgung eines Jagdscheins ein. Der Amtsvorsteher war nicht dagegen, weil er von August Knorred den Grund erfuhr, der Landrat aber hatte schon sein Bedenken, weil es sich um Brißkawe handelte, das nicht einmal fünfzig Prozent konservative Stimmen aufgebracht hatte, und der neue Kreisinspektor, Doktor Schriß, der selber ein großer Nimrod war, wenn er auch immer daneben traf, und dem das Gesuch zur Begutachtung vorgelegt worden war, erhob sogar tiefgründige Einwendungen, die auf die große Jugend des Antragstellers abzielten, und beantragte, das Gesuch glatt abzuweisen. Und so wäre Moriz Gassel der Jagdschein verweigert worden, wenn August Knorred nicht persönlich auf dem Landratsamt vorstellig geworden wäre.

Er brachte auch eine Flinte mit.

Und jetzt begann es rund um Brißkawe zu knallen.

Moriz Gassel sperrte nachmittags seine Schule zu, hing sich die Büchse über die Schulter und marschierte das Dorf hinauf, um seinen Standplatz an der Ecke des Pfarrwaldes zu erreichen. Sebalbus Pohl, der ihn schon wegen seiner Besuche bei dem Baron beneidete, knirschte jedesmal vor Wut, wenn er den lieben Kollegen von der andern Konfession mit dem Schießgewehr vorüberkommen sah.

Doktor Schriß aber merkte sich den Namen des neuen Hasentöters sehr genau. Warum lud man ihn nicht nach Brißkawe, um die Jagd abzuschließen!

Moriz Gassel aber verknallte an jedem Tag seine zwanzig Patronen, dachte dabei zuweilen an seine zweite Prüfung, dann traf er immer vorbei, und sein Interesse an der Schule erlahmte bisweilen mehr als gut war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein stiller Held.

Eine Erzählung aus dem großen Krieg.

Von Wilhelm Hagen.

Nach Wochen der Trennung sahen wir wieder einmal gemächlich um den lange verwaisen Stammtisch. Freilich, unser Häufchen war sehr zusammengeschmolzen; standen doch die meisten noch draußen im Feld, aber wir Dahingeblichenen trafen uns doch regelmäßig, und heute galt es ja auch, den eben verwundet zurückgekehrten Freund Hans zu feiern, der wohl manches zu erzählen hat. Wir mußten lange warten, bis er kam; denn seine Zeit war lang bemessen, und er hatte Familienbesuche zu machen und auch sonst allerhand Bekannte aufzusuchen. Aber er kam doch noch und brachte viel Neues mit, Erfreuliches wie seine letzte Auszeichnung und Trauriges wie den Tod eines der Treuesten von uns, des lieben, stets fröhlichen und tapferen Leutnants Fritz D. . . . der bei einem der letzten Kämpfe in den Vogesen gefallen war; Wir wußten schon davon, aber Hans war ja bei ihm gewesen und hatte seinen Tod miterlebt. So boten wir ihm, uns alles zu erzählen; als der Feiger schon leise auf Mitternacht rücte, begann er:

„Wir lagen damals in den Vogesen, vor einem elenden Nest hart an der Grenze, das genommen werden mußte. Aber wir waren nicht sehr stark, und so gelang es uns auch nicht, die paar Häuser im Sturm zu erobern. Täglich wurde gekämpft, das Dorf fiel nicht, wohl aber nahm der Kampf einen Grad der Gehässigkeit an, wie nie zuvor in den langen Monaten des Krieges. Nicht nur, daß die Zivilbevölkerung mit auf uns schoß, es wurde kaum je Pardon gegeben, und besonders erbittert waren wir über ein paar Fälle des wütendsten Hasses, den man sich denken kann. Das eine Mal war unser Stabsarzt der Wut der Feinde zum Opfer gefallen. Er hatte einen schwerverwundeten Elsässer, der in unsere Hände gefallen war, im Kugelregen verbunden, weil der sich sonst verblutet hätte. Kaum aber hatte der Arzt das Liebeswerk vollendet, da zog der Bauer einen Revolver und schoß ihn über den Haufen. Im zweiten Falle wäre beinahe Fritz das Opfer eines haherfallten Gegners geworden. Als wir den letzten Schützengraben vor dem Ort nahmen und eben zur Deckung etwas vergrößern wollten, bemerkte er einen schwerverwundeten französischen Alpenjäger, der vor dem Graben lag und lebentlich um Wasser bat. Gutmütig nahm Fritz seine Feldflasche, begab sich unter Lebensgefahr zu dem Verwundeten und löste ihm von seinem kalten Tee ein, den er in der Flasche hatte. Kaum aber hatte der Franzose getrunken, so blizte auch schon ein langes Dolchmesser auf, und Fritz konnte

sich eben noch einem tödlichen Stich entziehen. Blutend sprang er zu uns herein, um sich verbinden zu lassen. Das Messer hatte ihm eine ziemlich tiefe Fleischwunde im Arm gerissen, die heftig blutete. Wir alle waren entrüstet über diesen Zwischenfall, denn Fris sagte anfangs kein Wort. Er ging zum Arzt, ließ sich verbinden und stöhnte nur einmal leise auf, als der mit der Sonde die Wunde untersuchte. Der Doktor lachte: „Ja, Herr Leutnant das haben Sie nun von Ihrer Menschenfreundlichkeit; eine Hand breit weiter nach links, ich wäre vollständig überflüssig.“ Fris schwieg, aber der Doktor fragte spottend weiter: „Vielleicht lassen Sie den nächsten Verwundeten von dieser Gesellschaft da drüben ohne Labung; die Bande verdient es nicht besser. Menschlichkeit ist eine sehr schöne Tugend, man darf sie nur nicht auf falschen Objekte anwenden. Finster erwiderte Fris: „Wenn wieder so ein Kerl um Wasser bittet, so geb ich's ihm; aber — dafür garantiere ich — beim leichten Versuch, noch mehr, bei der ersten verdächtigen Bewegung schieße ich ihn überm Haufen.“

Inzwischen hatte eine heftige Kanonade unserer Artillerie eingesetzt, die das Dorf hös zusammenschoss. Wir sollten die Eroberung der Beschiebung abwarten und dann mit allen Bataillonen noch einmal stürmen. Wir Offiziere des zweiten Bataillons standen zusammen und besprachen das Nötige. Auch Fris war bei uns, und wir redeten ihm zu, er solle doch zurückgehen und die Wunde wenigstens den nächsten Tag noch pflegen. Aber er wehrte ab, und als bald darauf der Befehl kam, den Sturm vorzubereiten, ging ich mit ihm zu unserer Kompagnie und begleitete ihn bis zu seinem Zug. Dort nahmen wir Abschied, wünschten uns gegenseitig alles Gute, und gleich darauf gesten die Hörner. Wir stürmten mit wildem Todesmut, aber ins Dorf kamen wir auch diesmal nicht; in den Häusern am Dorfrand waren Maschinengewehre ganz tief eingebaut, die furchtbare Kläden in unseren Reihen rissen. Wir mußten zurück und konnten froh sein, daß wir den schützenden Graben wieder erreichten. Da der Feind keinen Gegenangriff machte, konnten wir uns in Ruhe sammeln. Als ich die Verluste meines Zuges festgestellt hatte, ging ich hinüber zum nächsten Zug und fragte nach Fris. Niemand wußte etwas von ihm. Er mußte wohl gefallen oder wenigstens verwundet sein. Da meldete sich plötzlich ein Bursche und deutete hinaus auf die Wiese zwischen dem Dorf und unserem Graben. Die Entfernung betrug nicht viel mehr als 200 Meter; man konnte die grüne Rasenfläche leicht übersehen und bald erkannte ich durch das Glas unter einem Haufen Verwundeter Fris, der eben einen Versuch machte, weiter zu kriechen. Ich sah deutlich, wie er sich an den Feind heranschob, seine Feldflasche abnahm und ihm zu trinken gab. Ich muß sagen, ich ärgerte mich. Hatte er doch erst vor knapp einer Stunde das Erlebnis mit dem Alpenjäger gehabt und konnte froh sein, wenn er sich selbst mit heißer Haut in Sicherheit brachte. Wer was war das? Wöllich trachte ein Schuh und ich sah durch das Glas, wie der Franzose zurücklief. Offenbar war ihm Fris zuvorgekommen und hatte ihn niedergeschossen, als er eben einen heimtückischen Ueberfall auf seinen Wohltäter plante. Sofort setzte aber nun auch vom Dorf aus das Schießen wieder ein, und sie feuerten ganze Salven, ohne eigentlich zu zielen, auf die Wiese hin. Ich hoffte, daß nun Fris sich decken würde, damit ihn nicht noch eine Kugel traf. Aber was tat der, ich war starr vor Staunen und wollte meinen Augen nicht trauen. Er bemühte sich neuerdings um den Gegner, den er eben niedergeschossen hatte, hob ihn sorgsam auf und schleppte ihn mit sich vorwärts, auf unseren Graben zu. Das war nun doch zu seltsam. Lebte denn der Franzose überhaupt noch? Und wenn ja, was hatte das dann für eine Bedeutung, was den Mann mit herüber zu schleppen. Von der Stelle, wo Fris lag, bis zu unserem Graben waren es gut 100 Meter. Auf dieser Strecke konnte man also wohl zehnmal erschossen werden. Wir riefen ihm zu, er solle doch den andern liegen lassen, aber alles half nichts, er schleppte ihn mühsam weiter. Und nun hatten ihn auch die im Dorf bemerkten. Sie schossen nicht mehr in Salven, sondern wohl gezielt nach Fris, der ein paar Mal zusammensuchte und auf die Seite fiel. Wer immer wieder versuchte er den Franzosen mit vorwärts zu schleppen. Entsetzlich aufregend war dieses Schauspiel. Und wenn auch Fris trotz des Angeregens häufig vorwärts kam, so dauerte es doch geraume Zeit, bis er so nahe kam, daß man ihn hätte holen können. Aufmerksam verfolgten wir ihn und eröffneten gleichfalls ein lebhaftes Infanteriefeuer, um die Gegner abzulenken. Aber es half nichts. Sie schossen immer wieder nur auf den einen und plötzlich sahen wir, wie er die Hände hoch warf und dann schwer zusammenbrach. Da sprangen ein paar beherzte Leute hinaus und brachten ihn lebend herein. Ich ließ ihn in meinen geschützten Unterstand tragen, und als ich die anderen hinausgebracht hatte, setzte ich mich zu ihm und fragte ihn: „Was hast du denn mit diesem Franzosen gehabt, Fris? Hättest du ihn doch liegen lassen!“

Da kam es lebend von seinen Lippen: „Ich habe einen Unschuldigen erschossen, Hans! Laß dir erzählen!“

Und nun erzählte er den Vorgang, aber ich und mit Unterbrechungen. Der französische Offizier hatte ihn um Wasser gebeten und er war hinübergekrochen und hatte ihm seine Feldflasche

gegeben. Der Mann hatte getrunken und gedankt; aber kaum hatte er die Flasche abgeseht, da griff er in die Brust und zog etwas heraus, genau wie der Alpenjäger. „Und nun,“ so sprach er, „ergriff mich ein wilder Born, daß auch der Verwundete, ein Offizier, ein Gebildeter also, einen so plumpen Ueberfall plante. Nach ehe er die Waffe herausziehen konnte, schoss ich ihn nieder. Er sank zusammen und die Hand, die eben noch nach der Waffe gegriffen hatte, öffnete sich und ließ etwas fallen. Aber das war keine Waffe, das war ein Bild. Ich hob es auf; es war eine Frau mit einem etwa 10-jährigen Knaben und auf der Rückseite stand der Name und die Adresse. Offenbar hatte er mich bitten wollen, seine Angehörigen zu verständigen und ich hatte geglaubt, er wollte mich menschlighs niederschließen, und hatte einen Mord begangen. Da wollte ich retten, was noch zu retten war; und deshalb, Hans, bitte ich dich, Sorge dafür, daß der Offizier lebend oder tot hereingeführt wird. Und wenn er tot ist, dann verständige du seine arme Frau, und schreibe ihr, wie er fiel.“

Tief erschüttert erfüllte ich ihm diesen Wunsch; es war sein letzter. Noch am Abend starb er an der schweren Verwundung, die er erlitten hatte. Wer auch den Franzosen konnte ich nur mehr tot hereinbringen lassen. Tags darauf haben wir die beiden, die Feinde waren und doch für und durch einander fielen, in einem gemeinsamen Grabe beerdigt.

Der Tag von Waterloo.

Bur 100. Wiederkehr des 18. Juni.

Dort, wo sich in einem zwischen zwei sanften Bodendellen eingebetteten Talgrunde südlich von Brüssel der denkmalsgekrönte Löwenhügel von Mont Saint-Jean erhebt, standen sich am Morgen des 18. Juni 1815 Napoleon und Wellington, 72 000 Mann und 246 Geschütze gegen 67 000 Mann und 180 Geschütze, zum letzten, entscheidenden Schlage gegenüber. Nach mehreren ergebnislosen Vorkämpfen setzte Napoleon gegen 2 Uhr zum Hauptstoße gegen Mitte und linken Flügel der Engländer an, den er mit einer Kanonade aus 80 Feuerschländen einleitete. Vier mächtige Angriffsstützen drangen in den Talgrund vor, umklammerten den in seiner Mitte liegenden Bachtlof La Haye Sainte und schlugen sich dort mit den Holländern des Prinzen von Oranien, während drei der vorgehenden Sturmkolonnen den jenseitigen Talrand erklimmen und die dort aufgestellten Hannoveraner und Engländer in wütendem Ansturm zurückdrängen, bis ihnen ein noch rechtzeitig herordbreitender Angriff schottischer, englischer und irischer Reiterregiment Luft machte, und die Angreifenden bis in den Talgrund zurückdrängte. Dort entspann sich ein verzweifelltes Handgemenge; die englische Reiterei wurde von französischen Kürassieren, Gardelanciers und Dragonern umfassend angegriffen und mußte sich mit schweren Verlusten zurückziehen. Da hielt Napoleon, der von einem Hügel bei Rossomme aus die Entwicklung des Gefechtes beobachtete, den Augenblick zu einem Hauptstoße für gekommen: auf seinen Wink setzte sich der Marschall Ney an die Spitze eines mächtigen Reiterheeres von 40 Schwadronen und stürmte Wellingtons augenscheinlich wankenden Reihen entgegen. Der Gefahr zu begegnen, riefte der Herzog die in Reserve stehende Gardereiterbrigade Somerset, die holländisch-belgische Brigade Trip-Carabiniers und die englisch-deutsche leichte Dragonerbrigade zusammen und führte sie Neys Schwadronen entgegen, die, vom Feuer der verbündeten Schützen ohnehin stark mitgenommen, zerhauen, zersprengt und unter ungeheuren Verlusten in den Talgrund hinabgejagt wurden. Unten kam aber die Verfolgung zum Stehen: der schlachterprobte Marschall zog eine neue Gardereiterdivision an sich und führte mit ihrer Unterstützung einen Gegenstoß aus, der die Engländer auf den Abhang zurückjagte und ihre Bredere erneut in Mitleidenschaft zog. Aber Ney erlahmte allmählich, da ihm keine Infanterie zu Gebote stand. Napoleon ließ jedoch von seinem Plan nicht ab. — Er halfte eine neue, noch mächtigere Reitermasse von 77 Schwadronen zusammen, die sich unter Führung des Marschalls erneut auf die Engländer und Hannoveraner stürzte. Die Lage der Engländer war unter diesen Umständen überaus kritisch; sie schienen bereits verloren; ein Regiment Cumberlandhusaren, das von Brüssel her zur Verstärkung heranzog, machte entsetzt kehrt und flüchtete nach der belgischen Hauptstadt zurück, den in Gent weilenden Bourbonen wurde bereits ein Sieg Napoleons gemeldet, sie zogen sich Hals über Kopf nach Antwerpen zurück. Das eben noch so stolze Heer des eisernen Herzogs war auf 30 000 Kampfsfähige zusammengeschnitten, und wenn es ihm auch gelang, den mächtigen Ansturm der französischen Reiterbrigade mit über Beherztheit noch einmal zurückzuweisen — seine Widerstandskraft war doch geschwächt und konnte einen zweiten derartigen Ansturm nicht mehr aushalten.

Um 5½ Uhr ging La Haye Sainte an die Franzosen verloren, die Lage veräklimmerte sich immer mehr. Wellington, der bisher mit dandyhafter Gelassenheit an einer hohen Ulme vor dem Dorfe Waterloo gekniet und dem Kampfe zusehend hatte, Wellington selbst hiß sich auf die Lippen und schlug mit der Reitgerte ungeduldig gegen seine Stiefel. Sein Blick streifte den grauen Himmel, der regendurchtränkt auf das Kampffeld herabhing: „Ich wollte, die Preußen kämen,“ murmelte er vor sich hin, „oder es würde Nacht...“

Die Preußen! Sie waren auf dem Anmarsch, das wußte er, denn Blücher hatte es ihm persönlich zugesagt und Blücher hielt sein Wort. — In der Tat war der Marschall Vorwärts schon bei Tagesanbruch von Wavre aufgebrochen, um Zieten über Ohain dem linken Flügel Wellingtons zu Hilfe zu senden, Wülow und Pirch über St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Flanke und Rücken fallen zu lassen. Ein Rand in Wavre und vor allem der Zustand der durch die vorausgehenden Regentage in Schlamm aufgelösten Straßen hatten seinen Marsch gehemmt. Der alte Held hatte sich dadurch aber von seinem Voratz nicht abbringen lassen; mit schneidigem Vorwärts, Rinder, vorwärts! war er an den mühsam marschierenden Truppen entlang geritten; seine Abwesenheit hatte sie fortgerissen, und um 4½ Uhr konnte Wülow bei Trichermont aus dem Bois de Paris herbordrohend Napoleon im Rücken angreifen. Der Schlachtenfieber erkannte die drohende Gefahr; mit eiserner Ruhe warf er den Preußen den Marschall Mouton mit dem 6. Korps entgegen und sandte ihm, als seine Kräfte sich als unzureichend herausstellten, die junge Garde zu Hilfe. Er hoffte, die Umgebungscolonnen dadurch anzuhalten und Wellington vollends niederknien zu können, ehe das Gros der Preußen herannahte. Und so befiel er gegen 7 Uhr den Angriff seiner Schlachterprobten Alten Garde. Da dröhnte von Osten her Kanonendonner, Blücher war da, sein rechter Flügel vereinigte sich mit der linken Flanke der Engländer, unter braulendem Hurra griffen die Preußen in den Kampf ein, die deutsch-untrüben Meierhöfe im Talgrunde wurden erklimmt, und nun raffte Wellington sechs Kavallerieregimenter zusammen und warf sie gegen die französische Infanterie. Ihre Reihen begannen zu wanken, während schon halb im Rücken Napoleons das Dorf Plancenoit erklimmt wurde und jenseits preussische Batterien aufzuehrien, um die Franzosen in der Flanke fassend, ihre begünnende Auflösung zu vollenden. Die Schlacht war damit entschieden, und als Prinz Wilhelm von Preußen mit der ganzen Kavallerie gegen den rechten französischen Flügel vordrang, und seine vordersten Reihen über den Haufen warf, da war nicht einmal mehr an einen geordneten Rückzug zu denken. Napoleon erkannte nun, daß die Stunde des Zusammenbruchs für ihn geschlagen habe; er wollte ihn nicht überleben und wandte sich nach dem Hügel von Belle Alliance, wo sich die letzten vier Bataillone seiner alten Garde zusammengescharrt hatten. Aber der Marschall Soult beistand ihm, sich Frankreich zu erhalten; und der Kaiser ergab sich seinen Vorstellungen, er wandte sein Ross, von einer kleinen Schar Adjuvanten und Reitern umgeben, sprengte er in die Nacht hinaus, Charleroi zu.

Auf dem blutgedüngten Hügel von Belle Alliance trafen Wellington und Blücher zusammen und reichten sich erschüttert die Hand. Oxeisenau übernahm es, die Verfolgung des feindlichen aufgelösten Heeres „bis zum letzten Hauch von Ross und Mann“ durchzuführen. „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erkochten“, schrieb Blücher noch in derselben Nacht an den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg. „Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern, die Anstrengung war zu groß... Ich denke, die bonapartistische Geschichte ist nun vorbei.“

Vermischtes.

* Eine Kugel im lebenden Herzen. So seltsam es auch klingen mag, so einwandfrei ist doch erwiesen, daß man mit einer Kugel im Herzen ungeschädigt leben kann. Es handelt sich um einen bayerischen Inaltoneristen, der von einem französischen Geschöß verwundet worden war. Als man das Geschöß durch eine Röntgenaufnahme ermitteln wollte, fand man es im Pergschatten liegen. In ein solcher Verund zunächst unwahrscheinlich erschien und man räumte aus einer einzigen Röntgenaufnahme den Sitz eines Fremdkörpers genau lokalisieren kann, wurde der Resonanzagent im Röntgenologischen Zentralinstitut vom Noter Kreuz in München von Dr. Franz Glaser und Dr. Karl Kaesle wiederholt untersucht. Aber soviel Aufnahmen man auch von allen Seiten machte, das Geschöß blieb im Herzen, und zwar in der rechten Vorammer, liegen. Man muß sagen, daß der Verletzte ein ungeheures, absonderliches Glück gehabt hat. Die Kugel hat die Lunge durchschlagen, ist an den großen Gefäßen vorbeigeschlüpft, ohne sie zu zermalmen, und hat schließlich die dünne Vorammerwand durchschlagen, ohne zu einer Verblutung zu führen. Der Zustand des Verwundeten ist gut, Beschwerden von seiten des Herzens fehlen. Eine operative Entfernung des Geschößes ist unterlassen, da die Operation am Herzen zu gefährlich ist.

* Was die römischen Legionäre verzehrten. Die Wichtigkeit einer rationellen Ernährung der Krieger ist schon im Altertum bekannt gewesen. Die römischen Legionäre bekamen, bei einer Maximallast von 126 römischen Pfunden = 42,259 Kg., für Bekleidung, Rüstung, Waffen und 16tägigen Proviant und bei einem mittleren Körpergewicht von 70 Kg., 852 Gramm Weizen für Kleievollbrot, 117 Gr. gebratenes Hammelfleisch oder jeden dritten Tag 96 Gr. Schweinefleisch oder Sved, 1 Unze = 27 Gr. Käse, 1 Sextarius = 0,5 Liter Wein und 21 Gr. Salz. Diese Nahrungsmenge entspricht 120,7 Gr. Eiweiß, 44 Gr. Fett und 617 Gr. Kohlehydraten; sie repräsentiert einen Wert von 3312 Kalo-

rien. Ungefähr auf derselben Höhe halten sich, wie Dr. Grandjean-Dixier in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift berechnet, die Verpflegungssätze der modernen europäischen Peere. Die Schweiz gibt täglich im Felde 3214,5 - 3297,3; Oesterreich 3822,76; Deutschland 3214,8, im Winterfeldzug aber 4484; Frankreich 3679,8 und Italien 3254,7 Kalorien.

Büchertisch.

— Die Taten der deutschen Flotte im Weltkriege. Ueberall im deutschen Vaterlande und auch draußen, so weit die deutsche Junge Klingt, haben die bespielloos kühnen Taten unserer jungen deutschen Flotte höchste Bewunderung hervorgerufen. Mit atemloser Spannung haben wir die Meldungen unseres Admiraltabes gelesen, die uns von den bis r nicht genannten Erfolgen unserer U-Boote und von den zahlreicheren Kämpfen unserer Kreuzer und Schlachtschiffe berichteten. Alle diese Quellen amtlicher Natur, sowie die zahlreichen Berichte von Augenzeugen dieser Seefläume liegen einer Darstellung zugrunde, die soeben unter dem Titel: „Die Taten der deutschen Flotte im Weltkriege“ von G. A. Erdmann (Wiesfeld, Velhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 128/29) erschienen ist. Der Verfasser hat es verstanden, die mannigfachen kriegerischen Ereignisse auf den verschiedensten Meeren zu einer einheitlichen Darstellung zusammenzufassen, die das Interesse des Lesers bis zum Schluß gefesselt hält. Da überdies alle bis jetzt veröffentlichten wesentlichen Berichte und Briefe von Teilnehmern an den Seegeschehen im Wortlaut wiedergegeben sind (so z. B. der ausführliche Bericht des Kapitänsleutnants v. Müde über das Ende der „Emden“ und die abenteuerliche Fahrt der Aeghha), so wird das Buch auch als Quellenwerk gern zur Hand genommen werden. Wie bei allen Bänden dieser Sammlung begleiten auch hier den Text viele interessante Abbildungen.

— Von den zahllosen Bildnissen Hindenburgs, die Künstlerhand geschaffen hat, sind nur ganz wenige nach dem Leben porträtiert. Die meisten Maler, die sich mit dieser Aufgabe beschäftigt haben, mußten sich mit einer Umschreibung der vorhandenen Photographien begnügen. Einer der Wenigen, denen der Feldmarschall Sitzungen gewährt hat, ist Professor Hugo Vogel: Hindenburg hat an ihm so großes Gefallen gefunden, daß Vogel nun schon seit Monaten in Hindenburgs Hauptquartier lebt und in fortwährendem Umgang mit ihm nicht nur den äußeren und inneren Menschen seines Helden zu studieren die Möglichkeit hat, sondern auch die Wege gebüet bekommt, um die Befreiung Döpreußens, deren Zeuge er gewesen ist, in einigen großen Gemälden darstellen zu können. — Zunächst hat Hugo Vogel eine Reihe rasch hingeworfener Porträtstudien des Generalfeldmarschalls gemacht, von denen eine besonders gut gelungene soeben im Verlage von G. A. Seemann in Leipzig farblich zum Preise von M. 1.— erschienen ist. Zum erstenmal sehen wir hier Hindenburg im Profil; schon aus diesem Grunde ist dieses Bild als Ergänzung der Vorderansicht von hohem Wert: sie ist es aber vor allem, weil von ihr ein Hauch des Lebendigen ausgeht, der den üblichen Hindenburg-Bildnissen fehlt. Der Verlag Seemann kündigt gleichzeitig ein weiteres farbiges Kunstblatt an, das im allergrößten Format hergestellt, den Generalfeldmarschall im Schnee vor dem Schlosse zu Posen, in breiter martialischer Haltung stehend, zeigt.

Silbenrätsel.

a, a, ar, b, be, de, en, en, io, la, list, me, ne, ne, nec, ni, ni, o, o, or, pel, re, ros, si, w.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sieben Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Namen eines geleierten Malers ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Vorderasiatisches Reich.
2. Eines Opernkomponisten.
3. Stadt in Italien.
4. Fremdländisches Baumart.
5. Berühmten französischen Arzt.
6. Fluß in Amerika.
7. Eine der Sunda-Inseln.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

T	H	O	R
H	A	S	E
O	S	S	A
R	E	A	D